

## Die Laienspielschar

*Diesem Kapitel muß ich eine kleine Einleitung vorausschicken. Meine Liebe zum Schauspielen fand von meinem 15. bis zum 18. Lebensjahr weiten Raum zu ihrer Entfaltung, bei der Hitlerjugend-Laienspielschar, im deutsch-englischen Jugendclub und in der evangelischen Martinsgemeinde zu Hannover-Linden.. Diese Epoche hat mich erfüllt und geprägt, und sie sollte zur glücklichsten Zeit meiner Jugend werden.*

*Schon lange hatte ich vor, meine Erinnerungen an diese Jahre von 1944 - 1947 niederzuschreiben. Aber wo waren die Freunde jener Jahre geblieben? Von einigen Wegbegleitern wußte ich, daß sie inzwischen verstorben waren. Und die Mädchen hatten durch ihre Verheiratung andere Namen, lebten längst an anderen Orten und waren deshalb nicht aufzufinden. An eine Kameradin konnte ich mich besonders gut erinnern. Sie war gesanglich sehr begabt und wurde in der HJ-Laienspielschar zur tragenden Säule des musikalischen Bereichs. Sie übte mit Freundinnen ein frühes Singspiel von Mozart ein, dessen Titel mir entfallen ist. Wir nannten sie Fränzchen, mit Nachnamen heißt sie Kögel. Aber jetzt, nach über 50 Jahren auf der Suche, fand ich im Telefonbuch keine „Franzika“ dieses Namens, und so mußte sie nach meiner Vorstellung doch geheißen haben.*

*Da fiel mir im Spätsommer 1997 ein Bericht der Hannoverschen Allgemeinen in die Hände. Er zeigte Bilder von einer Ausstellung des historischen Museums mit dem Thema „Die hannoversche Jugend im Wandel der Zeiten“. Auf einem dieser Bilder entdeckte ich Gefährtinnen meiner alten Spielschar. Jetzt brauchte ich nur nach der Quelle des Fotos zu fahnden. Ich hatte Glück. Die mir bekannte Kustorin nannte mir die Dame, von der sie die Aufnahme vor langer Zeit einmal erhalten hatte: Auch Frau Schwarz-Hildebrandt war einst in der Spielschar gewesen. Sie ist die Inhaberin einer renommierten Weinhandlung unserer Stadt und erzählte mir, daß das von mir gesuchte Fränzchen eigentlich Gisela heiße, und diese nun konnte ich im Telefonbuch finden. Sie wird meinen Bericht kritisch durchlesen, wo nötig berichtigen und - ich hoffe - ergänzen. Fränzchen hatten wir sie damals genannt wegen ihrer großen Liebe zu Franz Schubert, dessen 200sten Todestag wir in diesem Jahr begehen..*

Zum Herbst 1944 kamen die 4. Klassen der Humboldtschule, das waren also die 14- und 15-jährigen Schüler, aus dem weniger bombengefährdeten Harz zurück in die Kriegsstadt Hannover. Kriegsstadt deshalb, weil sie im Fadenkreuz der alliierten Airforce-Geschwader stand. Aber dieser Bombenkrieg hat mich und meine Freunde damals trotz aller damit verbundenen Gefahren nicht beeindrucken können. Ich lebte in meinen Gedanken in der Welt des Theaters und hätte zum Erschrecken meiner Mutter noch auf der brennenden Ruine Macbeth zitieren mögen.

Ich hatte, wie berichtet, im osteröder Jugendlager (KLV) meine Liebe zum Rollenspiel entdeckt. Wo könnte ich nunmehr nach Rückkehr in die Heimatstadt, hier in Hannover, eine Bühne finden, um meine Lust an der

## Darstellung von Typen und Charakteren zu befriedigen?

Eines späten Abends, es war Fliegeralarm und die Menschen saßen im Luftschutzkeller oder im Bunker, schlenderte ich über die Limmerstraße. Da traf ich auf einen etwas älteren Jungen, einen HJ-Kameraden. Ich kannte ihn bis dahin nur flüchtig. Das war Bobby Slomke. Er wohnte Ecke Kochstraße im Arbeiterviertel Lindens. Sein alter Vater war schon aus dem ersten Weltkrieg schwerversehrt heimgekehrt und an den Rollstuhl gefesselt. Ich erzählte Bobby, daß ich gerne Theater spielte und jetzt, nachdem ich aus dem KLV-Lager zurückgekommen war, nach einer entsprechenden Jugendbühne suchte.

„Da kommst Du wie gerufen, Ich bin in der Laienspielschar der Hitler-Jugend und werde Dich mitnehmen. Wir treffen uns immer mittwochs in der Stiftstraße hinter dem Anzeiger Hochhaus. Du kannst sicher mitmachen.“ Gesagt, getan. Vom nächsten Mittwoch an war ich Mitglied der Laienspielschar, wo ich in wenigen Wochen eine kleine „Karriere“ machte. Ich übernahm gleich ein paar wichtige Rollen, die vorher meine inzwischen zur Wehrmacht einberufenen Vorgänger gespielt hatten.

In dieser Zeit mußte jeder Jugendliche über vierzehn Jahre irgendeiner HJ-Einheit (= Hitler Jugend) angehören. Vom 10. bis zum 14. Lebensjahr war man Jungmann des Deutschen Jungvolkes, der Vorstufe zur HJ, und wurde Pimpf genannt. Danach, mit vierzehn, wurde man dann „Hitlerjunge“. Es gab verschiedene Einheiten, die meistens der vormilitärischen Ausbildung dienten: Motorsport-, Flieger-, Marine-Jugend, Nachrichtentechnik etc. Man war eben „organisiert“. Und ich, als nunmehr Vierzehnjähriger, hatte mich zunächst in die Nachrichten-HJ aufnehmen lassen. Zufällig war mein Vetter Karlheinz, den ich völlig aus den Augen verloren hatte, der Gefolgschaftsführer dieser Nachwuchsfunker. Ich lernte dort auch die Funktion des Feldfernsprechers 33 kennen, aber besonders fesseln konnte mich dieser Ausflug in die Technik nicht.

Merkwürdig bleibt für mich die nächtliche Begegnung mit einem am Geschehen relativ Unbeteiligten. Bobby Slomke spielte in der Spielschar praktisch keine Rolle, aber er führte mich immerhin dort ein. Später ist mir wiederholt Ähnliches begegnet: Du triffst auf jemanden, der Dich zu irgendetwas hinführt, an dem er selbst nicht oder nur wenig beteiligt ist, und für Dich wird es ein Treffer. So nahm mich drei Jahre später ein Klassenkamerad, Gerd Otte, einfach mal so mit zum Deutsch-Englischen Jugendklub, von dem ich selbst noch nie gehört hatte. Er selbst ging dort nie wieder hin. Aber für mich wurde dies eine wichtige Episode. Davon später.

Zunächst zog mich die Laienspielschar, die mich im letzten Kriegsjahr aufnahm, und voll in ihren Bann. Dieser Zeitabschnitt, der nur etwa ein Jahr meines Lebens ausmacht, hat mich besonders geprägt. Er hat in mir Fähigkeiten wachgerufen und entwickelt, die mir später, in der Schule und vor allem im Beruf, sehr zugute kamen. Ich denke dabei vor allem an das Auftreten vor größeren Gruppen, an das Präsentieren, „Verkaufen“ von Ideen, Projekten,

Produkten. Ich lernte, meine Hemmungen zu überwinden und vor einer großen Gruppe frei und laut zu sprechen.

Hier konnte ich im Spiel vor einem Publikum etwas üben, was ich schon früh im stillen Kämmerlein, auch vorm Spiegel, für mich allein „gesponnen“ hatte. Vor dem Einschlafen hatte ich oft ganze Filme ersonnen, war in meiner Einbildung Flugzeugführer, Regisseur, Arzt oder Direktor einer Bank, hielt als Pfarrer Predigten. Jetzt gab mir die Spielschar Gelegenheit, meine Fantasien vor meinen Freunden zu entwickeln, Visionen zu entfalten und zu improvisieren. Besonders viel Spaß bereitete das ex-tempore-Spiel, das Aus-dem-Stegreif-Spielen. Dabei ordneten wir uns ohne Text- oder Drehbuch Figuren und Situationen zu, die aus der eigenen Vorstellung heraus darzustellen waren. Offensichtlich gefiel meinen Freunden mein Spiel. „Ich kam gut an“. Und wo man Erfolge erlebt, ist man glücklich. Ich war begeistert. Mich traf diese Begeisterung in einer entscheidenden Phase meiner Entwicklung.

Die Laienspielschar der Hitler-Jugend Hannover traf sich mindestens zwei- oder dreimal in der Woche. Mittwoch nachmittags, Sonnabends fast ganztägig und Sonntags vormittags, um Stücke, Lieder und Tänze einzustudieren. Wie ich das neben dem schulischen Unterricht schaffen konnte, ist mir heute ein Rätsel. Wegen der sich häufenden Luftangriffe stellte Schulunterricht kaum noch Anforderungen, ihm kam praktisch keine Bedeutung zu. Immerhin regte uns die Spielschar und der Umgang mit den intelligenten, für ihr Alter überdurchschnittlich gebildeten und aufgeschlossenen Freundinnen und Freunden zur Beschäftigung mit literarischen Stoffen, mit Shakespeare, mit Musik und Opernstoffen an. Die vielen Gespräche und begeisterten Diskussionen über Dramen und andere literarische Stoffe kamen dem späteren Unterricht in der Schule sehr zugute, besonders was die Fächer Deutsch, Englisch, Musik, Religion und Weltanschauung, Geschichte und Kunstunterricht betraf. Denn natürlich befaßten wir uns mit Literatur, die weit über das Laienspiel hinaus ging.

Eine unserer Kameradinnen, Karin Dreyer, war die Tochter eines namhaften Zahnarztes, der über eine sehr gute Bibliothek verfügte. Hier fanden wir in der „zweiten Buchreihe“ vor dem ersten Blick verborgen hinten im Bücherschrank die wichtigen Werke der deutschsprachigen Literatur der zwanziger Jahre. Die „verbrannten Bücher“ der Tucholsky, Werfel, Zuckmayer, der Brüder Thomas und Heinrich Mann, Stefan Zweig, Erich Maria Remarque, Arnold Zweig, Berthold Brecht, Wassermann, Josef Roth, Franz Kafka etc. kurz alles das, was uns im dritten Reich vorenthalten blieb, weil es nicht in das Weltbild Adolf Hitlers und seiner Gefolgsleute paßte. Sein Propagandaminister Josef Goebbels hatte schon frühzeitig, gleich nach der Machtergreifung, jene berüchtigte „Verbrennungssorgie“ angezettelt. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätten die einigermaßen belesenen Deutschen merken müssen, was ihnen nun „blühte“. Hut ab vor dem mutigen Zahnarzt, der die Bücher nicht vernichtet, sondern nur im Bücherschrank nach hinten geschoben hatte. Er hat wesentlich zu der Bildung der Mitglieder dieser kleinen Laienspielschar beigetragen. Wir verdanken ihm viel.

Wir Jungen stürzten uns mit einem Heißhunger über die verbotenen Bücher. Natürlich auch gerade deshalb, weil sie verboten waren. In unserem Alter konnten die meisten von uns Inhalt und Bedeutung dieser Literatur noch nicht völlig erfassen, noch einordnen. Aber unser Instinkt aber sagte uns, daß es sich hier um verschüttetes Kulturgut handele. Durch die Entdeckung der Bücher wurden wir angeregt, eine schweizerische Kulturzeitschrift zu abonnieren. Ich meine, daß es sich dabei um das „Schweizerische Journal“ gehandelt hat. Zumindest hörten wir gleichzeitig den schweizerischen Landessender Beromünster und wußten uns deshalb von neutraler Seite her besser über das Zeitgeschehen unterrichtet, als durch die nationalsozialistisch gleichgeschalteten Blätter Deutschlands. Hinzukam das nächtliche Abhören der BBC-Propaganda-Sendungen „Hier ist London“, was bei Todesstrafe verboten war.

In uns Jungen und Mädchen, die in einem Alter waren, in dem man anfängt nachzudenken, wuchs zunehmend das Bewußtsein, von einem falschen Regime tyrannisiert zu werden. Was man uns in der Schule lehrte, war nur teilweise wahr und weltanschaulich heuchlerisch. Natürlich durften wir diese Anti-Stellung nicht nach außen tragen, zumal der Krieg und damit der Nationalsozialismus seinem Ende sichtbar entgegen ging. Aber wir übten uns unausgesprochen in einer Art von stillem Widerstand, indem wir nicht mehr in Uniform zu unserem Dienst, sprich zu den fast täglichen Proben gingen, und auch lieber „Guten Tag“ als „Heil Hitler“ sagten. Das war, wie beschrieben, im letzten Kriegsjahr als der Untergang des dritten Reiches längst deutlich war und unmittelbar bevorstand.

Unsere Laienspielschar hatte sich durch ihren Eifer und wohl auch durch ihre Leistung nicht nur im Gebiet Niedersachsen, sondern im ganzen Reich als eine der besten hervorgetan. Jedenfalls errang sie noch kurz vor Kriegsende diese Auszeichnung. Wir wurden von einer sympathischen, begabten etwa 30jährigen Jugendführerin geleitet. Sie hieß Christine. Ich weiß nichts Genaueres von ihr, könnte mir aber vorstellen, daß sie Musiklehrerin und Germanistin war.

Aus unserer Gruppe sollten später eine Reihe namhafter Schauspieler hervorgehen, die zwanzig Jahre später auf der Bühne und im Fernseh Erfolg hatten: Herbert Mensching, Klaus Kammer, Herbert Böttcher, Friedhard Kazupko. Dabei waren wir nur etwa 10 Jungen und 17 Mädchen, die in ihrem „Thespiskarren“, so nannten wir nach dem griechischen Tragödiendichter auch den Wagen unseres Wandertheaters, durchs Land zogen. In unserem Falle war dies ein geräumiger Autobus mit Anhänger für das Gepäck, den uns die Hannoversche Straßenbahn zur Verfügung gestellt hatte und der uns durch ganz Niedersachsen zu den Veranstaltungsplätzen fuhr. Durchs Weserbergland bis in den Harz. Vor meiner Zeit hatte die Spielschar größere Tournen bis nach Posen und nach Holland unternommen.

Es gab die verschiedenen Gelegenheiten, unsere Stücke und Tänze und unsere Chöre vorzuführen. Vor allem in Wehrmachtlazaretten, wo wir den verwundeten Soldaten etwas Kurzweil bringen konnten, aber auch in den Arbeitsdienst-, Wehrtüchtigungs- und Jugendlagern aller Arten fanden wir

unser Publikum. Einmal fuhren wir mit dem Zug nach Holzminden. Es muß im Spätherbst 44', ein halbes Jahr vor Kriegsende, gewesen sein. Da wurde der Zug von britischen Jagdfliegern beschossen. Es ist uns nichts passiert.

Wir marschierten aus dem hinteren Saal kommend in Zweierreihe, also in Paaren auf die Bühne. Vorneweg das Schifferklavier, so nannte man das große Akkordeon, daß von Günther Godehart gespielt wurde. „Horch, was kommt von draußen rein, hollahi, hollaho. S'wird wohl mein fein's Mädels sein, hollahidio. Geht vorbei und schaut nicht rein, wird's wohl nicht gewesen sein.- Leute haben's oft gesagt, daß ich ein fein's Mädels hab. Laß'sie reden, ich schweig still, mag ja lieben, wen ich will.- Wenn mein Liebchen Hochzeit hat, ist für mich ein Trauertag. Geh ich in meine Kämmerlein, trage meinen Schmerz allein.- Wenn ich einst gestorben bin, trägt man mich zum Friedhof hin. Setzt mir einen Leichenstein, pflanzt darauf Vergißnichtmein...“

Auf der Bühne stellten wir uns als Chorgruppe auf. Vorn die Mädchen, dahinter die Jungen. „Guten Abend, guten Abend, Euch allen hier beisamm', Ihr Männer und Frauen, Ihr Mädchen und Buben, hei lustig soll's werden, wir spiel'n Euch eins auf, streich zu auf der Fiedel, zum Walzer spiel uns auf, heidideldadeldummdideldei...“ Dann folgte wohl eine Polka, die wir sorgfältig einstudiert hatten, nach der Volksmelodie „Wenn hier'n Pott mit Bohnen steit und doa 'n Pott mit Brie, dann laa ich Pott un Bohnen stahn und tanz mit mien Marie, Marie, Mara, Marutschkaka...“ Die Mädchen trugen bei den Volkstänzen, die vom Schifferklavier begleitet wurden, weiße Tanzkleider mit roten oder blauen Boleros, die Jungen leichte Uniformen. Dann aber folgte ein „Schauspiel“, für das wir uns inzwischen hinter der Bühne kostümiert hatten.

Wir spielten kleine Stücke, Dramen wäre zuviel gesagt. Da gab es lustige Streiche, mittelalterliche Ritter-Komödchen wie „Liebe über Kreuz“ und modernisierte Märchenstoffe wie Andersens „Des Kaisers neue Kleider“, aber auch Volksstücke von Hans Sachs und Schelmenstreiche von Shakespeare, wie zum Beispiel die Malvolio-Episode aus „Was Ihr wollt“, mit dem dicken Tobias von Rülps und seinem Freund, dem faden, dünnen Christoph von Bleichenwang.

Ein paar Bruchstücke aus dem Prolog zu diesem Stück will ich nach über 50 Jahren aus dem Gedächtnis zu zitieren wagen. Ich spielte den Narren: „Wir grüßen Euch, die all' Ihr heut zu unserm Schauspiel hergekommen. Verehrte Damen Ihr, und werte Herren, wir danken Euch und wollen uns bemühen, Euch fröhlichen Genuß jetzt zu bereiten...Wer Vieles bringt, wird jedem etwas bringen.“- Der hagere Carolus Dalhaus spielte den Malvolio, „den Haushofmeister, ganz ausgefüttert mit Vollkommenheit. Doch leider fehlt ihm eine Kleinigkeit. Dem guten Manne, stellt Euch vor, ermangelt leider der Humor. Und darum, demzufolge und deswegen, ward er das Opfer eines tollen Streichs. Und diesen hat Jungfer Marie ersonnen. Da kommt sie schon, die treue, brave Zofe, nach hierhin unschuldsvoll, nach dort gewitzt. Seht, wie der Schelm ihr aus den Augen blitzt. Es blitzt fürwahr in diesem ganzen Stück voll lust'gem Übermut und Narretei, - Laus stultitiae- Lob der Narrheit. Drum bin auch ich

Person in diesem Stück.“ Dann war da noch der Junker Tobias, den mein unvergessener Freund Günther Godehart spielte. Und diesem Vetter Tobias folgte der blasse Bleichenwang: „Ihm folgt gleich wie der Mond der Erd, ein anderer Ritter voller Furcht und Tadel. Er nennt sich Bleichenwang. fürwahr, er ist's...“

Der erwähnte Carl Dalhaus studierte später in Göttingen Musikgeschichte und Germanistik. Er wurde Dramaturg am Göttinger Stadttheater und erhielt dann in Berlin als Musikwissenschaftler eine Professur, um mit seinen Arbeiten über Mozart und Beethoven ein international anerkannter Musikhistoriker zu werden. Schon damals nannten wir den 15Jährigen wegen seiner überdurchschnittlichen Intelligenz „Professor Carolus“.

Er war der Sohn eines höheren städtischen Beamten, der für die Wasserversorgung der Stadt verantwortlich war und in dessen Büro in der Königswortherstraße wir uns wiederholt trafen. Die Villa seiner Eltern in der Heiligen Geist Straße dicht beim Bischofsholer Damm, die nicht bombengeschädigt war, versammelten wir uns, die Mitglieder der früheren Hitler-Jugend-Laienspielschar, schon in den ersten Wochen nach Kriegsende, um klassische Dramen mit verteilten Rollen zu lesen. Das ging nur so lange, bis dieses schöne Einfamilienhaus von englischen Offizieren beschlagnahmt wurde, die für sich ein anspruchsvolles Quartier beanspruchten. Das Haus mit seinen großen sonnigen Fenstern zum Garten, einem Musikzimmer und den hellen Möbeln war für mich, der ich bis dahin nur die grauen Lindener Mietwohnungen kannte, ein wundervoller Traum, der in mir Ziele setzte. -

Ich erinnere mich an ein Gespräch unter uns Jungen im ersten Nachkriegsjahr 1946. Es ging um die Besetzung der östlichen Hälfte Deutschlands, und wir fragten uns, ob die Russen jemals wieder abziehen würden. Carl Dahlhaus, ein schlanker, hochaufgeschossener, leptosomer Typ mit schwarzem Haar und mit einem entsprechend dunklen, beginnenden Bartwuchs, mit hervortretendem Adamsapfel und mitten im Stimmwechsel, war fest davon überzeugt, daß diese Besatzer sich spätestens nach 50 Jahren wieder in ihr Land zurückziehen würden. Das könne man schon aus der Geschichte des römischen Imperiums lernen. Auch die Römer hätten es nicht immer in ihren Besatzungsgebieten ausgehalten und sich nie assimilieren können. Der junge Prophet Carolus sollte recht behalten. Von damals gerechnet schon nach 44 Jahren brach die Sowjetunion und mit ihm der kommunistische Sozialismus dank der Einsicht Michael Gorbatschows zusammen, und dem Bundeskanzler Helmut Kohl gelang es durch schnelles Verhandeln, daß sich die verarmten sowjetischen Besatzer schon innerhalb von zwei Jahren völlig aus dem beneideten, reichen Deutschland zurückzogen. -

Viele Jahre später sah ich Carl Dahlhaus wieder. Fast vier Jahrzehnte waren seit unserer gemeinsamen Spielscharzeit vergangen. Charlotte und ich besuchten eine Veranstaltung der Musikhochschule Hannover am Neuen Haus. Dort hielt Prof. Dr. Carl Dahlhaus auf Einladung der Hochschule vor den Studenten einen Vortrag über ein Beethoven-Werk, den er selbst am Klavier begleitete. Danach

wurde er enthusiastisch von den Studenten umringt. Es gelang mir, mich einzureihen und ihn zu begrüßen. Ich erinnerte ihn, der ja zu Gast in seiner Vaterstadt war, an unsere gemeinsame Zeit. Er lächelte freundlich, aber geistesabwesend. Ich weiß nicht ob er mich erkannt oder verstanden hat. Seine Kollegen, die gastgebenden Musikprofessoren, zogen ihn rasch von dem Podest und mit sich fort. Er war inzwischen ein berühmter Mann und als hochsensibler, vergeistigter Wissenschaftler wohl nicht mehr ganz von dieser Welt. Kurze Zeit später las ich die Nachricht von seinem Tode.

Viel näher noch als Carl Dahlhaus stand mir Günther Godehart. Ein unvergessener Freund, der von allen meinen Jugendfreunden wohl den größten geistigen Einfluß auf mich hatte. Ich verdanke ihm viele Anregungen. Er hat mich angestoßen, mich mit Literatur, Theater, Musik und auch mit bildender Kunst zu beschäftigen, und ich hätte auf dieser Grundlage sicher Germanistik und Kunstgeschichte studiert, wäre als Publizist auf diesen Gebieten tätig geworden, wenn mich nicht die Notwendigkeit des Alltags gezwungen hätte, auf ein längeres Studium zu verzichten, um meinen Anteil unsere kleine Familie“, d.h. Mutter, Schwester und mich, durch einen Brotberuf durchzubringen.

Mit diesem eigenwilligen Sonderling Günther Godehart verband mich eine Art Haßliebe. Immer wieder fühlte ich mich von ihm angezogen, immer wieder stieß er mich ab. Mit Spott und Hohn ließ er mich seine geistige Überlegenheit spüren, um dann, wenn ich mich abgekehrt hatte, meine Freundschaft aufs Neue zu suchen.

Als ich neunzehn war, schrieb ich in einem Schulaufsatz, der ein Charakterbild wiedergeben sollte, über meine Freundschaft zu ihm: „Er ist mein Freund. Ich habe nur diesen einen. Ich bin sein Freund nicht. Er ist immer allein. Er braucht keinen Freund. Oft hat er versucht, nicht mehr allein zu sein. Aber dann, wenn ich ihn nicht verstehen konnte und er mich nicht hören wollte, mußten wir uns wieder trennen, weil ich nicht mit ihm schritthalten konnte. - Auch wollte ich mich nicht von ihm ziehen lassen, und er zieht alle mit sich - herauf und herunter. So mußte ich oft gehen, und es tat uns beiden weh. Vielleicht wollte er es so; denn jeder tat das, was er wollte. Alle, die zu ihm gingen - es waren nicht viele, denn nur wenige hatten ihn gern - wurden von ihm geführt. Er spürte, daß er nicht mit den Menschen zusammen kommen konnte, die er liebte. Er versuchte es immer wieder. Aber es gelang ihm nicht. Er mußte immer der Führende sein, obwohl er gerade das nicht wollte. So blieb er eben allein. Er wollte nicht die ausgetretenen Pfade gehen, die alle andern gingen und die ihm Umweg schienen. Er war anders als die anderen und wußte, daß ihm von dort, wohin die anderen strebten, keine Hilfe kommen würde. Da fand er den Glauben an sich selbst. - Er war nicht so töricht, sich einem Gott gleichzustellen; er war zu klug, an den Pforten des Himmels zu rütteln, weil er wußte, daß er und die Welt und Gott eins waren...“

Unzählige Gespräche über Gott und die Welt haben wir auf unseren weiten, oftmals nächtlichen Spaziergängen geführt. Günther wohnte etwa zwei Kilometer von mir entfernt ebenfalls in der gleichen, langen Limmerstraße.

Wenn wir von den Theater-, Tanz- oder Gesangsproben der Spielschar aus dem Zentrum der Stadt spät in der Dunkelheit nach Hause wanderten, hatten wir den gleichen Weg. Das geschah oftmals während eines Fliegeralarms. Bei starkem Flakbeschuß oder wenn, was durchaus vorkam, ein paar Bomben fielen, suchten wir den nächstgelegenen Bunker oder Luftschuttkeller auf. Wir hatten Glück. Einmal wurde ein Haus in der Königsworther Straße durch Volltreffer zerstört und die Einwohner darin verschüttet. Am Abend zuvor hatten wir noch im gleichen Haus Schutz gesucht. Ein anderes Mal hatten wir uns beim langen Diskutieren verspätet, wodurch wir einer durch Panik ausgelösten Katastrophe in unserm „Heimat“-Bunker entgingen, denn kurz vor unserm Eintreffen waren am Bunkereingang einige Menschen durch die nachrückende Masse zu Tode gedrückt worden. Die Menschen waren auf der Flucht, weil sie einen unmittelbaren Bombenangriff fürchteten, der in aller Regel dem Abwurf sogenannter Tannenbäume folgte. Diese „Beleuchtung“ bestand aus farbigen Leuchtkugeln, die von den an der Spitze des Geschwaders fliegenden Maschinen abgeworfen wurden, um für die nachfolgenden Maschinen das Feld „abzustecken“, in das hinein diese den Bombenteppich werfen sollten. Diese „Tannenbäume“ waren für die Menschen das Signal für ein unmittelbar folgendes Inferno.

Günther war verschlossen und auf sich selbst bezogen. Dabei war er bemüht, dieses Insichgekehrtsein zu überwinden. Er hatte keine Hemmungen, sich in komödiantischen Rollen ironisch selbst darzustellen. Dabei war er außergewöhnlich sensibel und musisch begabt. Er hatte sich das Klavierspielen nach Noten selbst, ohne jeden Lehrer, beigebracht. Er verfolgte jedes Symphoniekonzert anhand der Partitur, sang im hannoverschen Bach-Chor alljährlich die Bach- und Händel-Oratorien, studierte in Göttingen Musikwissenschaften, um zuletzt in Celle in einem Musikverlag zu arbeiten, der Noten für den Blockflötenunterricht herausgab. Als Student hat er in alten Kirchenarchiven längst verschollene Werke Georg Philipp Telemanns entdeckt.

Dieser Junge, eigentlich ein „alter Junger“, weil er weit über seine Altersgenossen hinaus gereift erschien, war sehr belesen. Ihm verdanke ich die Bekanntschaft mit der wesentlichen deutschen Literatur unserer Zeit, die von den Nationalsozialisten verboten war. Nach deren Machtergreifung waren die namhaften Schriftsteller deutscher Sprache in die Emigration geflüchtet. Ihre Verfolgung wurde durch die legendäre Bücherverbrennung eingeleitet, die der Propagandaminister Goebbels am 10. Mai 1933 in Berlin veranstaltete, und der im gesamten Reich nachgeeffert wurde. Mein Freund Günther hatte die wichtigsten verbotenen Bücher längst gelesen und verehrte die Brecht, die Brüder Mann, die Werfel, Friedell, Musil, Toller, Tucholsky, Wolf, , Barlach, Roth, Kafka und Hasenclever, von Horvath, von Ossietzky, Frank und die beiden Zweig. Er hatte die Literaturgeschichte von Klabund in sich aufgesogen. Die großen Philosophen hätte er nicht mehr im Studium lesen müssen, er war mit ihnen schon als Jüngling vertraut.

Aber seine aus dieser Bildung erwachsende Überlegenheit machte den jungen Mann eingebildet, ja arrogant. Er blickte auf seine Klassenkameraden und

Gefährten nur spöttisch herab, woraus schließlich seine Vereinsamung, eine Verfremdung zu seinen Mitmenschen entstand. Mit einem Zynismus, der sich in die scharfen Züge seiner Mundwinkel prägte, wurde er auch mir zunehmend fremd. Mit seiner Überlegenheit hat er mich gequält. Er entfremdete sich zusehends. Aus einer Hemmung, vielleicht aus einem dummen Stolz heraus, mochte er sein Wissen in der Schule nicht an den Mann bringen. Seine Lehrer haben ihn nicht erkannt und schlecht beurteilt, so daß er mit schlechten Noten nur knapp durchs Abitur ging.

Er war ein Jahr älter als ich und ging, wie ich, zur Humboldtschule, seinem Jahrgang entsprechend, in die Klasse über mir. Durch ihn erst hatte ich die Werke Georg Büchners, des Dramatikers und Revolutionärs der ausgehenden Goethezeit („Friede den Hütten, Krieg den Palästen“) kennengelernt. Aber im Gegensatz zu Günther konnte ich mein Wissen bei unserm gemeinsamen Deutschlehrer, Dr. Krüger, mit gutem Erfolg vorzeigen. So mußte ich in der höheren, in seiner Klasse, ein Referat über Büchner halten, das von ihm, unter uns natürlich, kritisch rezensiert wurde, obwohl es mir eine gute Zensur einbrachte.

Wir beide müssen schon ein seltsames Gespann abgegeben haben. Ich war dank der Erziehung durch meine Mutter und, nachdem mein Vater nicht aus dem Kriege zurückkam, durch die häuslichen Pflichten, viel realistischer, praktischer, weltzugewandter, hatte sofort irgendwelche Jobs, konnte verhandeln, mich meinen Lehrern und den anderen Erwachsenen gegenüber „verkaufen“, obwohl er der weitaus belesenere, gebildetere war. Sein Vater, ein Reichsbahnbeamter, war ein ehrgeiziger, disziplinierter Mann, der sich noch als Älterer sportlich im Schwimmen übte und seinen vergeistigten, unsportlichen Sohn traurig und kopfschüttelnd beurteilte. Günthers Vater mochte mich, weil ich ihm wohl lebensstüchtiger erschien. Er begrüßte deshalb unsere Freundschaft und suchte sie zu fördern.

Auch bei dem Kriegseinsatz der 15-16 jährigen Humboldtschüler im September 1944 in Holland, wo wir Panzergräben ausheben sollten, waren wir noch zusammen. Später, gleich nach der Schulzeit trennten sich unsere Wege. Wir sahen uns nur noch selten. Jeder ging seiner Wege. Ich in den Beruf, er ins Studium. Viel später erfuhr ich, wie verzweifelt er gelebt haben muß. Nachdem Günther die Schule überstanden hatte, machte er seinen ersten Selbstmordversuch. Einer seiner Klassenkameraden war begeisterter Hobby-Chemiker und kannte sich im Giftschränk aus. Von ihm ließ er sich eine Zyankali-Kapsel geben. Weil dieser den Plan durchschaute, hatte er ihm ein Zuckermehlgemisch verabreicht, sodaß der Versuch mißlang. Welche Qualen müssen seine arme Eltern erlitten haben, als sie ihn bei einem zweiten Suizidversuch retteten. Er hatte sich mit dem Kopf in den Gas verströmenden Herd gelegt. Dort fand ihn sein Vater. Erst Jahre später, als er über dreißig war, gelang ihm die Flucht aus dem Leben. Er hinterließ eine Frau und das Kind, das sie mit in die Ehe gebracht hatte.

Meine „geistigen“ Freunde - Carl Dahlhaus und Günther Godehart - hatten wohl

das Gefühl, daß ich kein Intellektueller in ihrem Sinne war. Sie verachteten mich deshalb nicht etwa, sondern meinten, ich könne vielleicht noch eines Tages einen nützlichen Intendanten abgeben, der sich um das Geschäft kümmern müsse. Aber, und damit hatten sie ja recht, zu einem Künstler, der sich in seinem inneren Engagement glutvoll verzehre, sei ich doch nicht geboren. Mir lag in der Tat eine gesicherte Existenz näher. Schon sehr früh habe ich bei aller Begeisterung für das Theaterspielen das Regieführen dem allabendlichen Sich-Verzehren-Müssen auf den staubig-kalten Bühnenbrettern vorgezogen.

Da gab es weiß Gott andere genial zu nennende Schauspieler-Talente, wie zum Beispiel die von Klaus Kammer. Er kam ziemlich spät zur Laienspielschar. Aber er brannte, temperamentvoll wie ein Zigeuner, besessen von einer Spielleidenschaft, die uns den Atem raubte. Wenn er sprang, dann ohne Rücksicht auf die Knochen, wenn er „starb“, mußte er hinterm Vorhang wiedererweckt werden. Er ist etwa zehn Jahre später als eine große Hoffnung von Borislav Barlog nach Berlin ans Schillertheater engagiert worden. Es gab Fernsehaufzeichnungen seiner Auftritte. Unvergeßlich. Er hat seinem Leben, obschon auf dem Weg zu großem Ruhm, mit den Abgasen seines Autos in seiner Garage ein Ende bereitet.

Dann war da Herbert Mensching. Ebenfalls ein sehr begabter Komödiant im besten Sinne. Er hat seine großen Erfolge in ernsten und spaßigen Rollen sowohl in Frankfurt als auch viele Jahre am Schauspielhaus Hamburg gefeiert. Im Fernseh hat er eine der ersten Serien unter dem Titel „Spaß mit Herbert“. Ich traf ihn drei Jahrzehnte nach unserer Laienspielscharzeit auf einem Hamburger Pressefest. Er konnte sich an unsere gemeinsame schöne Zeit genau erinnern. Der Beruf hatte ihn aufgezehrt. Leider starb er viel zu früh.

Herbert Bötticher war ebenfalls eine der großen Spielschar-Begabungen. In zahlreichen Boulevard-Stücken haben wie ihn im Fernseh bewundern können. Er war auf den anspruchsvollen Bühnen Münchens sehr erfolgreich. Auch ihm begegnete ich viele Jahre später. Zu mitternächtlicher Stunde auf dem Flughafen München-Riem. Er, Arm in Arm mit Johanna Liebeneiner, der talentierten, stattlichen Tochter des berühmten Regisseurs Wolfgang Liebeneiner und der großartigen Hilde Krahl. Es waren nur wenige Menschen in der Wartehalle und ich ging auf ihn zu. Als er mich, wie gesagt, spät nachts, im Halbdunkel, erkannte, breitete er die Arme aus und begrüßte mich als den Kaiser, der in dem Andersenschen Märchen 35 Jahre zuvor seine unsichtbaren Kleider im Laienspiel vorgeführt hatte. -

Diese drei Männer hatten ihre Begabungen ganz früh gefühlt, ihre Berufung empfunden und waren schon als Knaben zur Spielschar gekommen, um später berühmte Darsteller zu werden. Die Spielscharzeit war auch für sie ein Markstein ihrer Entwicklung.

Noch einmal zurück zur Spielschar im Kriege. Die Parteigrößen ließen sich zu jener Zeit nicht kirchlich trauen. An die Stelle der kirchlichen Liturgie war

eine Art Freidenker-Zeremonie getreten. In einem holzgetäfelten Raum, der durch Kerzenlicht und Buchsbaum durchaus etwas Weihevolltes erhalten hatte, hielt ein Oberbonze eine Ansprache, in der es um eheliche Pflichten und um die gesunde Nachkommenschaft für Führer, Volk und Vaterland ging. Dann wurden in einer Holzschale die Trauringe überreicht. Die festliche Stunde wurde durch ein Streichquartett und durch den Vortrag weihevoller Sprüche umrahmt. Meiner Stimme und Sprache wegen fiel das Los bei der Wahl des Sprechers auf mich und ich hatte die Ehre, gemeinsam mit einer Maid bei einer derartigen Feier aufzutreten. Wenn ich mich richtig erinnere, war meine Sprecher-Kollegin Ursula Simon, die ganz im Sinne des Nationalsozialismus erzogene Tochter eines Professors. Ein ganz reizendes Mädchen, dem ich mich seiner außerordentlichen Bildung wegen nicht nähern mochte.-

Noch eine kleine Partei-Episode am Rande: Der Gauleiter Niedersachsens war damals der später wegen seiner Durchhalte-Appelle und seiner vorzeitigen Flucht berüchtigte Hartmann-Lauterbacher. Von meinen inzwischen zur Wehrmacht gezogenen Vorgängern in der Spielschar muß er begeistert gewesen sein. Dem Kameraden Hermann Beddig, der viele Jahre später einmal sozialdemokratischer Ratsherr der Stadt Hannover werden sollte, überreichte der Gauleiter in Anerkennung seiner darstellerischen Leistung als Ehrenpreis eine Pelikan-Füllhalter-Garnitur. Dies geschah in dem von der Parteigröße bewohnten Palais in der Hindenburgstraße nahe der Stadthalle. Nur zwei Jahre später hatte der britische militärische Secret Service dieses Haus beschlagnahmt und verhörte den heimgekehrten Soldaten Hermann in den gleichen Räumen. Im gleichen Saal nahm man ihm den auch bei britischen Offizieren begehrten schwarz-grünen Füller wieder ab.

Als Spielschar zählten wir wohl zu den besten des Reiches; denn wir wurden noch kurz vor Kriegsende mit der Einladung zu einem Reichs-Treffen nach Liebenau bei Nienburg an der Weser ausgezeichnet. Voller Stolz, zu den Ausgewählten zu gehören, berichtete ich meiner Mutter darüber und legte die mir zugesandten Fahrkarten der Reichsbahn mit den erforderlichen Verpflegungsmarken auf unseren Küchenschrank. Am nächsten Tag waren die Karten verschwunden. Hatte ich sie verlegt? Ich mußte also wohl oder übel nochmals zur Gebietsführung, deren Büros in den Räumen des Sport-Stadions in der Nähe der Stadthalle untergebracht waren, um Ersatz zu holen. Am Montag, den 26. März, nur etwa vierzehn Tage noch trennten uns von der Einnahme Hannovers durch die Amerikaner, sollte es losgehn. Am Tag zuvor, am Sonntag den 25.3.97, wurden wir ausgebombt. Meine Uniform und die besagten Papiere verbrannten. Das Haus brannte Stockwerk für Stockwerk bis auf die Grundmauern nieder. Nur die Außenwände blieben bis in die vierte Etage hinauf stehen. War blieb, war eine hohle Ruine.

Zum zweiten Mal und diesmal endgültig war ich verhindert, am Treffen der Spielscharen teilzunehmen. Schicksal? Oder hatte meine besorgte Mutter in weiser Vorahnung eingegriffen? Mein Spielscharkamerad Günther Godehart fuhr hin. Eine Woche später kam er verletzt und mit verbundenem Kopf zurück.. Der Bahnhof in Liebenau war in die Luft geflogen. Er und einige

Kameraden, Mädchen wie Jungen, waren im Wartesaal verschüttet worden, als ein dort auf den Gleisen stehender Munitionswagon explodierte. Tiefflieger hatten ihn beschossen. Es hatte Tote und Verwundete gegeben. Das war der Ende der Hitlerjugend- Spielscharen.

Wenige Tage danach rückten „die Amis“ ein. Ein Vierteljahr später, ich war als Hilfsdolmetscher bei der hannoverschen Polizei beschäftigt (worüber ich an anderer Stelle ausführlich berichte), traf ich auf den Town-mayor unserer Stadt. Nach einem kurzen dienstlichen Gespräch, sprach ich diesen hohen englischen Offizier an. Nach meiner Erinnerung verlief das Gespräch etwa so: „Sir, I have a favor to ask of you!“? „Well, what’s on?“? „It is the question of ten to twelf boys und girls and they want to play...“, der Officer unterbrach mich „... football“, „No, not at all Sir, they want to play theater. They are very much interested in dramatics, play-acting, Shakespeare for instance. You know? . They already have had good success and they need a big car, a truck to come to their audience.“ - Ein paar Tage später stellte uns das Military Government of Hanover einen Transporter des British Red Cross zur Verfügung. Wir, die Mitglieder unserer alten Laienspielschar, trafen uns, nunmehr in Zivil, vor der Ruine des ausgebrannten Opernhauses in der Georgstraße und starteten in diesem neuen „Thespiskarren“ zu dem Lager Bemerode, wo deutsche Kriegsgefangene auf ihre Entlassung warteten. Wir spielten die gleichen, übrigens völlig unpolitischen Stücke, wie „Liebe übers Kreuz“ und hatten ein dankbares, jubelndes Publikum. Die englischen Offiziere, die dieses Spektakel beobachteten interessierten sich allerdings viel mehr für die jungen Mädchen in unserer Schar. . Sie luden sie anschließend zu einem Drink in die Officers Mess, wo wir Jungen natürlich völlig überflüssig waren. Unsere schwache Neuaufgabe der Spielschar fand auf diese Weise bald ihr Ende. Ich hörte später, daß eine unserer Kameradinnen einem englischen Offizier als Ehefrau nach England folgte.

Nur wenige Wochen nach der gottlob unblutigen Einnahme unserer Stadt durch die amerikanischen Truppen, hatten die Tommys die Amis abgelöst. Das heißt, die englische Militärregierung hatte ihre Arbeit aufgenommen und ihr Hauptquartier in den Büros der Geha-Werke an der Podbielskistraße, genau an der Grenze zu Buchholz und Bothfeld, jenseits der Brücke über den Mittellandkanal, bezogen. Etwa zehn Jahre später sollte mich mein Beruf als Manager für Pelikan in eine enge Beziehung zu unserem Hauptkonkurrenten Geha bringen, so daß ich wiederholt in diesem Haus zu tun hatte. Vorläufig fuhr ich mit meinem Fahrrad auf Job-Suche quer durch die zerstörte Stadt von Linden hierher. Nachdem die Amis weitergezogen waren, wollte ich versuchen hier als Hilfsdolmetscher anzuheuern. Aber die britischen Offiziere, zum Teil zurückkehrende deutsche Emigranten, sprachen besser deutsch als ich englisch. Ich bekam dann aber bald eine Anstellung bei einer deutschen Behörde als Übersetzer und zwar im Polizeipräsidium in der Hardenbergstraße.

Die britische Militärregierung hatte sich die Umerziehung der Deutschen, vor allem die Reeducation der Jugend zum Ziel gesetzt. Und ich muß mit Respekt und Anerkennung berichten, mit welchem Engagement britische Jugendoffiziere diese Aufgabe erfüllten. Unter dem Dach des YMCA - der

traditionellen Young Men's Christian Association - gründeten sie in Hannover einen deutsch-englischen Jugendclub, der regelmäßig in den noch erhaltenen Räumen des Strandbades am Südufer des Maschsees tagte. Ein Klassenkamerad hatte davon gehört und überredete mich, einmal dorthin mitzukommen. Man saß in großen Diskussionsrunden zusammen und lernte, seine eigenen Gedanken bei reichlich Tee und Keksen frei zu äußern. Man stand auch nach dem Muster von Hydepark auf und verkündete seinen Standpunkt vernehmlich, möglichst in englisch. Man Freund Theo Hampe, der wenige Jahre später nach Peru auswanderte, sprach ein perfektes Englisch allerdings mit Akzent, daß die Engländer glaubten, er sei ein Londoner. So entstand ein Forum der Begegnung zwischen deutschen Jugendlichen und englischen Jugendoffizieren. Mitglieder waren in erster Linie politisch aufgeschlossene Gymnasiasten, die kurz vor dem Abitur standen. Nach meiner Erinnerung sind einige von diesen intelligenten jungen Leuten später in die Politik gegangen. Dieter Tasch, dem ich hier begegnete, wurde einer der bedeutenden Journalisten unserer Stadt. Ein anderer aus diesem Kreis hat es zum Richter am Bundesverfassungsgericht gebracht.

Man war auf britischer Seite sehr aufgeschlossen für Aktivitäten aller Art. Was lag da für mich näher, als eine neue Laienspielschar zu begründen. Sie sollte sich natürlich neuen Stoffen zuwenden, die nicht von der unmittelbaren politischen Vergangenheit belastet waren. Ich hatte großen Wert darauf gelegt, aus dieser Schar kein Dilettanten- oder Liebhaber-Theater zu machen, das sich in Überschätzung unserer Fähigkeiten, an anspruchsvolle Theaterliteratur heranwagte. Auch sollte unser Unternehmen kein Komödienstadel werden, sondern sich mit Volksstücken befassen, die für Laien geschrieben waren. Als erstes Spiel studierten wir das „Kälberbrüten“ ein, einen Bauernschwank, der von keinem Geringeren als dem nürnbergger Meistersinger Hans Sachs stammte. Die äußeren Bedingungen im Maschseestrandbad und den damit verbundenen Gesellschaftsräumen waren ideal. Nach den Proben konnten wir im Maschsee, der für die Öffentlichkeit nicht zugänglich war, schwimmen, und das Jahr 1947 brachte einen herrlicher Sommer.

Unsere neue Gruppe im deutsch-englischen Jugendclub des YMCA erfuhr viel Zuspruch. Die meisten Mitglieder der alten HJ-Laienspielschar waren inzwischen in den Beruf gegangen. Einige, wie Hermann Beddig, kamen aus der Kriegsgefangenschaft zurück und hatten wirklich andere Sorgen, als Theater zu spielen. Nur wenige der alten Freunde, sofern sie noch zur Schule gingen, waren wieder mit dabei. So bildete sich bald ein neuer, begeisterter Freundeskreis von Mädchen und Jungen, der unserem Alter entsprechend mit viel Verliebtheit erfüllt war.

Ich lernte Ilsemarie kennen, ein begabtes, temperamentvolles Mädchen von sprühender Lebensfreude und Wißbegier. Nach ihrem Abitur wurde die attraktive junge Dame Reporterin beim Rundfunk. Der berühmte Presseclub-Moderator Werner Höfer holte sie in ein junges Team zum Kölner Fernseh, wo sie an der Seite aufstrebender Begabungen, wie Gerd Ruge, dem späteren Rußland- und China-Reporter, lernte. Danach wanderte sie in die USA aus. Sie

und ihr Mann John Deegan blieben uns über die Jahre hinaus freundschaftlich verbunden. Mein Klassenkamerad und Freund Dieter Pilz heiratete ihre Schwester Christa. Beide hatten sich in der Spielschar des deutsch-englischen Jugendclubs kennengelernt.

Wir veranstalteten auch Lese-Matineen am Sonntagvormittag, in denen wir literarische Kostbarkeiten von Matthias Claudius, Goethe, Ernst Wiechert bis Rainer Maria Rilke vorlasen. Einen besonderen Erfolg hatte ich mit einem Lese-Abend im kleinen Zimmertheater in der Ellernstraße. Mein Programm umfaßte Tucholsky, Kästner, Joachim Ringelnatz, Eugen Roth und Wilhelm Busch. Zwischen den Texten spielte ein gleichaltriger Schulkamerad am Flügel Stücke aus Debussys Childrens Corner und Schumanns Kinderscenen. Unsere Premiere mit dem „Kälberbrüten“ fand übrigens trotz mancher Verzögerungen mit viel Erfolg in den eindrucksvollen Empfangsräumen einer namhaften Versicherungsanstalt am Ägi statt. An den Verzögerungen war unter anderem ein schwerer Lastwagen-Unfall schuld. Er ereignete sich bei der Rückfahrt von einem Wochenendausflug in den Harz, zu dem wir aufgebrochen waren, um unser Stück zu proben. Wieder hatten uns die Engländer einen Lastwagen zur Verfügung gestellt. Auf dem offenen Transporter fanden wir Siebzehn Platz. Bei regennasser Fahrbahn auf dem Basaltpflaster einer Landstraße in der Nähe Goslars verlor der Fahrer vor einer unbeschränkten Bahnüberfahrt die Gewalt über das Fahrzeug. Der Wagen drehte sich im Kreise. Alle siebzehn wurden von der offenen Ladefläche heruntergeschleudert. Wir fanden uns auf der Straße oder im Graben mit leichten Verletzungen wieder. Zum Glück gab es nur Brüche, Prellungen und Gehirnerschütterungen. Ein mit polnischen Hilfssoldaten besetzter Autobus sammelte uns auf und brachte uns in die Unfallklinik nach Goslar, wo wir eine unvergeßliche Nacht zwischen Kummer, Schmerzen, Erleichterung und Verliebtsein verträumten. Unser Thespiskarren hatte doch unter einem glücklichen Stern gestanden.

Im Sommer des gleichen Jahres noch erschien während einer Deutschstunde der Pfarrer der benachbarten Martinsgemeinde in unserer Humboldtschule. Herr Pastor Siedenschnur suchte Laiendarsteller, die bereit waren, unter seiner Regie zum Johannestag ein Spiel einzustudieren und auf den Trümmern des Von.Altenschen Schlosses am Lindener Berge aufzuführen. Es war die Salome-Legende um Johannes den Täufer, und mir wurde die Ehre zuteil, als solcher im Bärenfell und auf Ledersandalen aufzutreten, um von Herodes geopfert zu werden. Unser Spiel auf der eindrucksvollen Schloßruine inmitten eines großen, historischen Parks am Rande des Lindener Berges wurde ein voller Erfolg. Wir erspielten für die Gemeinde vor einem dankbaren Publikum eine beachtliche Kollekte. -

Die politische Erziehung meiner Zeit hatte mich, als ich vierzehn wurde, daran gehindert, an der evangelisch-lutherischen Konfirmation teilzunehmen. Jetzt, als ich achtzehn war, hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, diese Weihe nachzuholen, zumal ich meinen Pastor durch unser Spiel zum Freund gewonnen hatte. Er war grundsätzlich dazu bereit, mich zu konfirmieren, und wir führten einige Gespräche. Aber ich konnte ihm nicht folgen, als er darauf

bestand, das Glaubensbekenntnis Wort für Wort ganz wirklich zu nehmen. Ich konnte Bild und Formeln nur als Symbole gelten lassen. Damit war der Pfarrer nicht einverstanden. So ließen wir's halt.

Um das Maß unserer Spielfreude vollzumachen, wirkten wir zeitweise noch als Statisten bei den ersten Operaufführungen nach dem Kriege im Galleriegebäude mit. Bald konnte ich die unverwüstlichen Melodien aus Carmen, Troubadour und Die Verkaufte Braut auswendig. Als Soldat und Begleiter von Gretchens Bruder Valentin im Urfaust durfte ich die Bühne des Ballhofs betreten, in dem ich vier Jahre zuvor als Vierzehnjähriger anstelle einer christlichen Konfirmation in festlicher Jugendweihe mein Gelöbnis „auf unseren Führer Adolf Hitler“ sprechen mußte.

Ich frage mich heute, wie ich trotz dieser vielen Aktivitäten mein recht anspruchsvolles Unterrichtspensum geschafft habe; denn immerhin hatte inzwischen die Schule wieder begonnen, und wir hatten nach den schlimmen Kriegsjahren, in denen uns der Bombenalarm und die Angriffe am Lernen hinderten, eine Menge Stoff nachzuholen. Ende 1947 ging es endgültig mit Macht ans Büffeln; denn zwei Jahre später mußten wir - dann im Alter von zwanzig Jahren - durchs Abitur, um „die Reifeprüfung abzulegen“. Der Friede und der beginnende Neuaufbau hat uns so voll motiviert, daß wir die versäumten Stoffe bald aufholten. Und der Krieg und die Zeit danach hatte unseren Jahrgang reifer und älter werden lassen, als dies in anderen Zeiten geschieht. Für uns aber war jene Zeit die schönste, in der wir singen, tanzen und spielen konnten.

Nachsatz: Warum bin ich nun nicht meiner Berufung auf „die Bretter, die die Welt bedeuten“ gefolgt? Nach dem Kriegsende vom April bis zum November 1945 waren die Schulen zunächst geschlossen. Man wußte auch nicht, wann der Unterricht wieder aufgenommen würde. Ich wollte zum Theater gehen, um Schauspieler, lieber noch Regisseur, zu werden, und ich sah mit meinen sechzehn Jahren deshalb keinen rechten Sinn darin, eines fernen Tages den Besuch der Oberschule bis zum Abitur fortzusetzen. Also suchte ich den seinerzeit in Hannover sehr geschätzten und schon betagten Charakterdarsteller Max Gaede auf, um ihm vorzusprechen und ihn zufragen, ob er meine „Begabung“ für ausreichend halte, ob er mir raten könne, auf diesem Weg weiterzugehen. - Er hörte sich meine Monologe an: den Wurm aus „Kabale und Liebe“, den Narren aus „Was Ihr wollt“ und den Wirt aus den „Mitschuldigen“. Dann sah er mich nachdenklich an. Er wäre bereit, mir Unterricht zu geben, wenn nötig sogar kostenlos. Aber er könne mir natürlich keine Garantie für eine erfolgreiche Laufbahn geben. So etwas gäbe es nun einmal nicht am Theater, und deshalb empfehle er jedem, zunächst einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, auf den man im Notfall wieder ausweichen könne. Ich bin dann dreimal bei ihm gewesen. Wir wollten ein Rollenstudium beginnen. Aber die Zeiten waren zu schlecht. Es gab wenig zu essen und ich mußte mich um meine Familie, meine Mutter und meine Schwester kümmern. Nachdem Vater nicht aus Rußland zurückkam, schlug Mutter sich und uns mit Näharbeiten und Abvermieten durch. Ich mußte jobben und sehen, daß ich mich auf irgendeine Weise

durchschlug. Die Kriegerwitwenrente meiner Mutter betrug 69.-, die Halbwaisenrente meiner Schwester 10.- Mark im Monat. Für mich gab es nichts, weil ich über sechzehn und schon erwerbsfähig war. Vor diesem Hintergrund trieb mir Mutter die „Künstler-Flausen“ schnell aus. Realistisch, wie sie durch ihr Leben geprägt war, konnte sie visionären Träumereien keinerlei Sympathie oder Verständnis entgegen bringen. Und als im November der Schulunterricht wieder begann, überzeugte sie mich von der Notwendigkeit, auf jeden Fall erstmal das Abi zu machen, dann würden wir weitersehen. Und sie sollte recht behalten. Ich hatte eine recht spannende und erfolgreiche Berufslaufbahn: Dolmetscher, Rundfunkreporter, Journalist, Kaufmann, Werbeleiter, Pressechef und PR-Dozent. Rückblickend bin ich meiner Mutter dankbar.

Werner Spieker  
November 1997

(c) Werner Spieker  
Ludwig-Thoma-Str. 8  
30916 Isernhagen  
Tel.: 05:11 / 61 27 40